

Materialdienst

LANGSSCHNITT DURCH DIE GEISTIGEN STROMUNGEN
UND FRAGEN DER GEGENWART

34. Jahrgang/Nr. 17

1. September 1971

INHALT: KIRCHEN IN DER SÄKULARISIERTEN WELT (II): Kritik an der Kirche (Fortsetzung): Illustriertenpresse. „Kesselreiben“ in Massenmedien. Glockengeläute als Lärm-belästigung. Leere Kirchen. Verlust der „Zeitgenossenschaft“. Kritische Untersuchungen der „Kern-gemeinde“. Säkularistische Bewertung der Predigt. Das Schicksal kirchlicher Erklärungen und Denkschriften. (Fortsetzung folgt). / **AUS DER WELT DER AUSSERKIRCHLICHEN GLAUBENS- UND WELTANSCHAUUNGSGEMEINSCHAFTEN:** „Raffinierter Gauner oder krankhafter Optimist.“ – Branham-Bewegung: Aufbruch zum „Menschensohn“ nach Indien. – Zeugen Jehovas: Von Staats wegen „unehelich“. Verhaftet, interniert, verboten. Operation ohne Bluttransfusion.

Kirchen in der säkularisierten Welt (II)

Kritik an der Kirche (Forts.)

1. Kennzeichnend für die Gegenwart ist, daß ein Presstyp, der ursprünglich ganz auf Unterhaltung angelegt war, die Kritik an Kirche und Glauben aufgegriffen hat: die *Illustriertenpresse*. Die Zeitschrift „Twen“ richtete bereits 1961 (Nr. 5) an ihre Leser eine Frage, der man ansonsten nur in kirchlichen Sonntagsblättern zu begegnen pflegte: „Brauchst du einen Gott?“ Die Antwort fiel freilich sehr viel anders aus als in einem Erbauungsblatt. Die Illustrierte „Stern“ berichtete 1963 in zwölf Fortsetzungen über Glauben und Kirche in Deutschland und widmete sich dabei besonders umstrittenen Fragen wie Mythologie der Bibel, Marien- und Wunderglauben, Klerikalismus, Mönchtum, Mischehen-probleme. Die Reihe verkaufte sich gut und erschien dann auch als Buchaus-gabe: Joachim Heldt, „Gott in Deutschland — Eine Reportage über Glauben und Kirche“ (Nannen-Verlag, Hamburg 1963).

Die positiven Erfahrungen des „Stern“ lockten auch andere Blätter. Das Thema blieb auf dem Tisch der Illustrierten-Redaktionen. Man darf den Grund nicht in einer dezidiert kirchenfeindlichen Haltung dieser Redaktionen sehen. Er liegt an einer ganz anderen Stelle. Im Unterschied zu den Tageszeitungen — soweit es sich nicht um die Boulevard-Presse handelt — werden die Illustrierten im allgemeinen nicht im festen Abonnement abgesetzt, sondern am Kiosk gekauft. Darum sind sie gezwungen, ihre geistige Ware für jede Nummer so auszuwählen und aufzubereiten, daß sie einer möglichst breiten Leserschicht schmackhaft und kaufenswert erscheint. Das beginnt beim „Lockvogel“-Bild auf der Titelseite und bestimmt die Themen, Bilder, Romane usw. bis zur letzten Seite. Jede Nummer muß eine Verkaufsschlacht bestehen. Jede Abschwächung des Reizwerts führt zu einem unter Umständen empfindlichen Rückgang des Absatzes, und dieser wiederum kann rasch gefährliche Auswirkungen auf das Anzeigengeschäft zur Folge haben.

Die Redaktionen sind in diesem steten „Kampf ums Dasein“ zwischen den rivalisierenden Giganten gezwungen, pausenlos die Leserbedürfnisse zu erkunden und ihre Blätter mit einer Kost zu füllen, die den Lesererwartungen entspricht. Ihr Inhalt wird also, streng genommen, nicht von den Redaktionen, sondern vom Publikum bestimmt. Die Redaktionen sind nur die ausführenden Organe des Publikums, und der Inhalt spiegelt wider, was das Publikum wünscht. Was wünscht es? Vor allem Sex in allen Variationen und Verpackungen. Dann Unterhaltung, Sport, Urlaub, Wohnungskomfort, Mode, Skandale u. a. m. Und nun ist seit einigen Jahren auch das Thema „Kritik an der Kirche“ hinzugekommen. Das bedeutet: die Redaktionen rechnen damit, daß dieses Thema in dem Käuferpublikum, auf das sie spekulieren, eine positive Resonanz findet. Die Masse der Illustriertenleser fühlt sich durch die kritischen Berichte und Urteile in ihrer eigenen Einstellung zur Kirche bestätigt oder jedenfalls nicht so verärgert, daß eine Auflagenschrumpfung zu befürchten ist.

So ist die Kritik der Illustrierten ein *Symptom der weit verbreiteten Entfremdung und Ablehnung der Kirche*. Diese Entfremdung artikuliert sich bei vielerlei Anlässen. Natürlich nicht nur in den Illustrierten, sondern auch in Film und Funk und Literatur. Landesbischof Dr. *Hans-Wolfgang Heidland*, Karlsruhe, sprach bei einer Kircheneinweihung in Michelfeld Anfang 1971 von einem „Kesseltreiben“, dem sich der christliche Glaube in zahlreichen Massenmedien ausgesetzt sehe. Eine Analyse des bundesdeutschen Angebots bei den *Westdeutschen Kurzfilmtagen 1970* ergab, daß 19 Prozent der untersuchten Filme den Kapitalismus und 10 Prozent „die Religion“ attackierten: „Nach Auffassung der jungen Filmemacher scheint die Religion nicht zu einem positiven Menschenbild beizutragen.“ Nur 2 Prozent vertraten eine „christliche Moral“, bei den andern stand das „Lustprinzip“ und die „Erfolgsmoral“ an erster Stelle. Entsprechend stellt *G. Sichelschmidt* fest: „Religion rangiert, wie man sehr wohl weiß, in der Skala der gesellschaftlichen Werte so ziemlich an letzter Stelle. Sie wurzelt längst nicht mehr im Zentrum des öffentlichen Bewußtseins“ (Verblöden die Deutschen? Analyse und Bilanz eines Niveauabstiegs oder macht Wohlstand dumm? Herford 1969, S. 56). Das ist reichlich allgemein ausgedrückt. Es gibt ja „Religion“ in sehr vielen und sehr verkappten Formen. Aber sofern man darunter das Christentum und hier speziell das kirchlich repräsentierte Kirchentum versteht, wird man sagen können: Es ist im öffentlichen Bewußtsein eher Objekt kritischer Behandlung als freudiger Bejahung.

2. Diese Kritik ist vielstimmig und erstreckt sich über ein unübersehbares Feld. Wir beschränken uns darauf, einige kennzeichnende Tatbestände herauszugreifen. Da ist das *Glockengeläute*. Man erinnere sich: Als nach der Währungsreform der allgemeine Wiederaufbau begann, empfanden die Kirchengemeinden es als eine vordringliche Aufgabe, die im Krieg leer gewordenen Glockenstühle wieder zu füllen. Die Aufrufe zu *Glockenspenden* fanden bereitwillige Geber. Die Glockenweihen waren frohe Feste, an denen viel Volk teilnahm. Selbst innerhalb der Kirche nahm man gelegentlich Anstoß an diesem Glockendrang — man hätte für die gesammelten Geldsummen eine nützlichere Verwendung gewünscht. Aber die damalige „Öffentlichkeit“ wollte die Glocken wieder haben.

Runde eineinhalb Dutzend Jahre danach meldeten sich Stimmen, die sich über das „*lautstarke Gebimmel*“ ärgerten, das Geläute als Ruhestörung empfanden und Einschränkung oder Stilllegung forderten. Als sich erstmalig die 26jährige Frankfurterin *Almut Krumpholz* am 13. November 1969 in der Frankfurter Rundschau über die Glocken der Dreikönigsgemeinde beschwerte, löste sie damit eine unerwartete Reaktion aus. Die Zeitung berichtete von einer „Flut von Leser-

briefen“, die weit überwiegend zustimmten. In Süddeutschland würden, klagte ein Freiburger, ganze Landstriche „mit einem infernalischen Lärmteppich von Kirchengeläut überzogen“. Selbst die Frankfurter Allgemeine meinte, Kirchenglocken seien „heute so überflüssig wie Schnupftabak und Kammermusik“, aber es gebe eben Menschen, die den penetranten Autolärm gern gelegentlich durch „ein beruhigendes Bimbam übertönt“ hören wollen. Der Landessprecher der Humanistischen Union in Hessen, Dr. *Joachim Kahl*, nannte das Glockengeläute ein „vordemokratisches Privileg, das sich heute nicht mehr vernünftig legitimieren läßt“. Er forderte Juristen auf, den „Opfern klerikaler Lärmbelästigung“ zu helfen und in einem Musterprozeß das Glockenläuten ein für allemal verbieten zu lassen. „Schließlich darf heute auch nicht jeder Atheist aus Freude über die Nichtexistenz Gottes jeden Morgen drei Böllerschüsse abgeben“, witzelte Kahl (Spiegel 41, 5. 10. 1970).

Da und dort kam es zu Prozessen. Die Gerichte bestätigten unter Hinweis auf die gesetzlichen Bestimmungen das Recht der Kirchen, ihre Glocken läuten zu lassen. Die Diskussion ging weiter. Sachverständige nahmen Lärmmessungen vor. Kirchlicherseits prüfte man die Möglichkeiten, das Läuten einzuschränken. Eine im Herbst 1970 durchgeführte *Repräsentativbefragung* von 4000 Erwachsenen erbrachte das überraschende Ergebnis, daß 88 Prozent das Glockenläuten als „nicht störend“ empfanden (MD 10, S. 118). Wenn das stimmt, dann erhebt sich die Frage: Warum konnte die kleine Minderheit der Glockengegner einen so großen öffentlichen Lärm machen? Warum fand sie so wenig Widerspruch? Wo blieben die Stimmen der großen Mehrheit? Sie war offensichtlich deshalb stumm, weil sie das Glockenläuten zwar als „nicht störend“ empfindet, aber es auch nicht bejaht, sondern ihm gleichgültig gegenübersteht. Verhaltensweisen dieser Art zeigen sich so häufig, daß man sie als typisch betrachten kann.

3. Diese *Passivität der Kirchenglieder* wird viel vermerkt. Wenn kirchlicherseits geltend gemacht wird, daß 95 Prozent der Bevölkerung Mitglieder der Kirche seien, dann wird die höhnische Gegenfrage gestellt, wie viele davon in den Gottesdiensten zu finden seien. Der „Stern“ ließ einen „Pfarrer X“ zum Wort kommen, der in einer Berichtsserie (1971, 26ff) darlegte, daß nur ein winziger Teil der Gemeinde, hauptsächlich frömmelnde alte Frauen, in die Sonntagsgottesdienste komme. Von seinem Amt sprach er als einem „Mistberuf“, seinem Talar als „Amtskittel“ und tat dar, daß er selbst samt allen Pfarrern und Gläubigen ein Klüngel von Heuchlern sei. In einer Reportage über den Gottesdienstbesuch in Flensburg suchte der „Stern“ (5, 25. 1. 1970) nachzuweisen, daß in den dortigen Kirchen „die Geistlichen vor fast leeren Bänken predigen“. Die Vertreter beider Konfessionen wandten ein, daß die Fotos, die gähnend leere Gotteshäuser zeigten, an einem Sonntag mit schweren Schneeverwehungen und Glatteis gemacht worden seien. Der Redaktion wurde „unsachliche, tendenziöse, unfaire und schlampige Arbeit“ vorgeworfen. Dem „Stern“ folgte im Herbst 1970 auch die Illustrierte „Quick“. „Stirbt die Kirche?“ fragte sie und zeigte: „Einsam steht der Priester am Altar. Nur 29 Gläubige haben sich zum Gottesdienst versammelt.“ Das stimmte. Nur handelte es sich nicht um eine Messe — jene Münchener Kirche wird sonntags von 2500 Gläubigen besucht —, sondern um eine Andacht.

Mag es sich hier um schlechte journalistische Tricks handeln — die Tatsache bleibt bestehen, daß der *Besuch der Gottesdienste* vielfach kläglich ist. Das hat mancherlei Gründe. Darunter sind harmlose, aber auch gefährliche. Zu letzteren zählt, was die kath. Publizistin *Vilmar Sturm* in dem Sammelband „Dynamik der Kommunikation“ (Josef Knecht, Frankfurt 1968) aufgrund einer Analyse

von Rundfunkpredigten feststellte: „Der Mann auf der Kanzel verkündigt seinen Hörern meist keine Botschaft, die in ihnen das Unterste zuoberst kehrt — er exegetisiert ein bißchen, er moralisiert ein bißchen in jenem lauen Klima, in dem sich niemand vor den Kopf gestoßen fühlt; die Worte gleiten ab wie Wasser am Entengefieder, sie sind althergebracht.“ Und: „Die Ansprachen, die mir vorlagen, sind, bis auf wenige Ausnahmen, noch immer provinziell, kleinbürgerlich, mit engem Gesichtswinkel, nicht auf das große Ganze gerichtet, in das wir verflochten sind — darum langweilig und wenig belangvoll.“ Eine Leserschrift in der „Welt“ (138, 18. 6. 1971) meinte: „Mit der üblichen Form der kirchlichen Ansprache ist, um es einmal etwas hart zu formulieren, kein Hund hinter dem Ofen hervorzulocken.“ Der Kirchenfunkleiter im Süddeutschen Rundfunk, *Hans-Jürgen Schultz*, stellte denn auch in einem Referat in der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim 1965 fest, daß die Kirche ihren Zeitgenossen die Zeitgenossenschaft schuldig bleibe. Ihre Sprache und die Wirklichkeit hätten fast nichts mehr gemein. „Ihre Sprachnot ist Existenznot.“

Das will heißen, daß Verkündigung der Kirche nicht mehr das Ohr der Zeitgenossen hat; daß sie den Kontakt mit der Gegenwart verloren hat. Sie operiert mit Begriffen, die für den säkularistischen Menschen nichtssagend und leer geworden sind. Sie befaßt sich mit Fragen, die er nicht mehr als seine Fragen empfindet. Sie bietet Antworten, die keinen Sitz in seinem Leben haben und deshalb für ihn nicht wichtig sind. Und trotzdem gibt es immer noch Menschen, die treu und fleißig den Gottesdienst besuchen! Diese „Kerngemeinde“ fügt sich nicht ins säkularistische Schema ein und wird auch von „progressiven“ Theologen mit einer gewissen Geringschätzung bedacht. Um sie genauer kennenzulernen, nahm der amerikanische Soziologe *James G. Davidson* in vier methodistischen und baptistischen Gemeinden von Indiana Untersuchungen vor. Er kam zu dem Ergebnis, daß „die Menschen, die Gott am meisten lieben, an Christus glauben usw., diejenigen waren, bei denen am wenigsten wahrscheinlich war, daß sie hinausgehen und anderen Menschen helfen würden“. Dagegen erwiesen sich die „Humanisten“ und die „Ungläubigen“, bei denen der „vertikale“, nach oben gerichtete Glaube durch eine horizontale Ausrichtung ersetzt ist, am ehesten zu Aktionen der Nächstenliebe bereit. Die Ansicht sei also falsch, daß Liebe zu Gott auch notwendig die Liebe zum Nächsten zur Folge habe.

Zu den gleichen Schlüssen gelangte der Psychologe *Milton Rokeach* an der Michigan State University im East Lansing. Er hatte im April 1968 mehr als 1000 gläubigen und ungläubigen Amerikanern eine Tabelle von je 18 Lebens- und Menschheitszielen und Persönlichkeitswerten vorgelegt und sie aufgefordert, sie nach ihrer Rangfolge einzustufen. Da standen etwa zur Wahl: Freiheit — Erlösung — Selbstachtung — innere Harmonie; ehrlich — sauber — höflich — gehorsam — hilfsbereit; intellektuell — logisch — einfallsreich — unabhängiger Geist. Aus der Auswertung der Rangfolgen ermittelte Rokeach die *typischen „Wertprofile“ der Gläubigen und Ungläubigen*. Die Gläubigen schätzten den Weltfrieden und die familiäre Sicherheit als ihre höchsten Güter, die Ungläubigen die Freiheit und die Gleichheit. Die Gläubigen reagierten auf den Mord an Martin Luther King mit kühler Gelassenheit und zeigten überhaupt eine konservative, politisch passive Grundhaltung. „Betrachtet man alle Daten zusammen, so beschreiben sie den religiös orientierten Gläubigen als einen Kirchgänger, der sich darauf konzentriert, seine eigene Seele zu retten, und dessen Hinwendung auf das Jenseits sich mit Gleichgültigkeit oder gar mit stillschweigender Unterstützung eines Gesellschaftssystems verbindet, das soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit perpetuiert.“ Alles in allem, die Behauptung stimmt nicht, daß

der Glaube auch eine moralische Veredlung bewirkt. Der Unterschied zu den Ungläubigen beschränkt sich darauf, daß der Glaube oft zu anderen, aber keineswegs besseren Moral-Maßstäben führt. Und darüber hinaus wirkt der Gläubige, der ihnen folgt, wie ein Fremdkörper in der modernen Gesellschaft.

So Rokeach. Noch eine kritische Äußerung aus den USA: In dem innenpolitischen Krisenjahr 1967/68 sprachen nach einem in der Zeitschrift „Psychology Today“ veröffentlichten Untersuchungsbericht weniger als 50 Prozent der *kalifornischen Prediger* über die Rassenprobleme, kaum 25 Prozent über die Armut im eigenen Land, nicht einmal jeder 6. über die Vereinten Nationen und den Weltfrieden. Nur 65 Prozent widmeten jemals „eine Predigt oder einen Predigtabschnitt dem Vietnamkrieg“. Zwar predigten die „Modernisten“ zu 80—90 Prozent über Vietnam, aber nur 150 von 1600 Pfarrern gehörten zu ihnen. Einige Politologen und Religionssoziologen resümierten: „Am Sonntagmorgen in den USA wird sich wohl auf absehbare Zeit nichts ändern: Schweigend sitzt Amerika schweigende Mehrheit in der Kirche — und lauscht dem Schweigen der Kirchenpredigt“ (Die Zeit 34, 21. 8. 1970).

Eine harte Kritik. Man kann sie ähnlich auch bei uns hören. Wie weit sie sachlich zutrifft, mag dahingestellt bleiben. Aber es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die *Normen, nach denen diese Kritik urteilt, spezifisch säkularistischer Art* sind. Sie wertet eine kirchliche Verkündigung danach, ob sie sich mit sozialen und politischen Fragen befaßt und einen Beitrag zur Verbesserung des menschlichen Daseins und der Gesellschaft liefert. Nur dann suche sie den Menschen in seiner Lebenswirklichkeit auf, sei zeitgemäß und weltnahe und besitze damit die Merkmale der Aktualität und Effektivität. Was die so orientierte Kritik negativ wertet — die Pflege der frommen Innerlichkeit und eines „vertikalen“ Glauben —, hätte vor 300 Jahren als selbstverständlicher Kern der kirchlichen Predigt gegolten. Ob diese Thematik heute völlig uninteressant geworden ist oder ob sie nicht hintergründig Daseinsprobleme von zeitloser Gültigkeit umschließt, ist freilich eine Frage, die einiges Nachdenken verdient.

Daß im letzten Jahrzehnt die politischen und sozialen Fragestellungen einen erheblichen Raum in der Verkündigung gewonnen haben, kann nicht bezweifelt werden. daß dadurch Interesse und Beteiligung an den kirchlichen Veranstaltungen sichtbar gesteigert wurden, ist nicht erwiesen. Der „Pfarrer X“, der im „Stern“ von der Problematik seines Amtes berichtete, hatte zwar versucht, diese Thematik in seine Verkündigung einzubringen. Aber die kleine Schar der „treuen“ Kirchgänger nahm sie ihm nicht ab, und andere Gruppen gewann er nicht. So blieb ihm nur die Resignation mit einem Tropfen Trost: „Seit 10 Jahren bin ich Pfarrer, und ich erreiche die Menschen nicht, jedenfalls nur ein paar, und es werden immer weniger. Natürlich kommt einem der Gedanke, man könnte dann gleich die ganze Kirche auf den Müll schmeißen. Ja, auf den Müll mit uns Pfarrern — wenn ich nicht fürchtete, statt unserer kämen halt perfektionierte Sozialingenieure, die an ihren Mitmenschen voller Tüchtigkeit herumschrauben, bis endlich alle Sicherungen durchbrennen. Und da denke ich dann eben zum Schluß doch immer: lieber ein verklemmter Pfarrer mit seinem bißchen Glauben, als ein Sozialingenieur mit seinem schnellen Wissen, das jeden Augenblick von einem noch schnelleren Wissen überholt werden kann auf der Piste unseres Lebens“ (1971, 30).

4. Im übrigen wurde die Erwartung, daß *die Kirche zu den aktuellen Problemen der Gesellschaft Stellung nehme*, Informationen vermittele und meinungsbildend wirke, kurz, daß sie einen „Öffentlichkeitsauftrag“ wahrnehme und politisch werde, von ihr reichlich und vielfältig erfüllt. Die „politischen Gottesdien-

ste“ stehen bei der Publizistik hoch im Kurs. Und für politische Stellungnahmen, Erklärungen, Entschlüsse, Denkschriften und Gutachten kirchlicher Gremien auf allen Ebenen ist eine Zeit der Hochblüte angebrochen. Es gibt kaum ein Fragengebiet, das nicht behandelt würde. Aber das jeweilige „Wort der Kirche“, es mag noch so gründlich durchdacht und sorgfältig formuliert sein, erleidet immer das gleiche Schicksal: *es stürzt in eine säkularistische Welt, und hier wird es verfälscht und gelähmt*. Denn diese Welt ist nicht gewillt oder imstande, die kirchlichen Voten aus den biblischen Glaubensmotiven, denen sie entsprangen, zu verstehen und nachzuvollziehen. Sie befragt und beurteilt sie vielmehr allein danach, ob sie für die jeweiligen eigenen Bestrebungen der politischen Parteien, sozialen Gruppen, kulturellen und wirtschaftlichen Verbände usw. nützlich oder schädlich sind. So werden sie in das Zerrungsfeld der widerstreitenden Interessen hineingerissen, im Tagesstreit ausgebeutet oder angefeindet und so oder so zerschissen und verbraucht. Kurz, der Rang und Auftrag, den sie beanspruchen: unparteiische Orientierung aus einer überzeitlichen Perspektive und nach einem absoluten Maßstab zu sein, wird ihnen von vornherein aberkannt. Sie werden zu Stimmen neben vielen anderen Stimmen. Ursprünglich als Konkretionen des „Wortes Gottes“ gedacht und verkündigt, sinken sie auf die Ebene der sonstigen „Meinungen“ einer pluralistischen Gesellschaft herab und werden nicht ernster genommen als diese. Die meisten gehen rasch und undramatisch im Tageslärm unter, und ihr Beitrag zur Meinungsbildung ist gemessen am Einfluß anderer Meinungsmacher im allgemeinen gering. (Fortsetzung folgt)

Aus der Welt der außerkirchlichen Glaubens- und Weltanschauungsgemeinschaften

„Raffinierter Gauner oder krankhafter Optimist“

Der Prozeß gegen Hans Naber — den „Christus-Forscher“ Kurt Berna (MD 10, S. 114ff) fand vom 6. bis 14. Juli vor der VI. Großen Strafkammer des Stuttgarter Landgerichts statt. Wenige Wochen zuvor hatte Naber eine Pressekonferenz — Kosten 10 000 DM — in Bonn über seine Probleme gehalten. Auch den Prozeß betrachtete er als eine erwünschte Gelegenheit, um ins Licht der breiten Öffentlichkeit zu kommen und den angeblich abgekarteten Presseboykott durchbrechen zu können. Er forderte die Ladung von Axel Springer, der vor Gericht diesen Boykott bezeugen sollte. Was er dann selbst an Argumenten zu seiner Verteidigung vortrug, wurde zwar in der Presse ausführlich wiedergegeben — auch der „Spiegel“ (30, 19. 7. 1971) widmete ihm einen ausführlichen Bericht — erweckte aber den Eindruck,

den Landgerichtsdirektor Wolfgang Fischer so formulierte: „Sie sind entweder ein ganz raffinierter Gauner oder ein Optimist, der fast ins Krankhafte geht.“

Naber breitete viel Papier vor und hinter sich aus: Bücher, Schriften, Akten, Kopien von Gemälden und Fotos. Er entrollte „die einzige Kopie des originalen Turiner Grablinsens auf der Welt mit einer Fehlertoleranz von höchstens 6 mm“ — sie war 4,36 m lang und 1,10 m breit. Er verhiß: „Ich werde dem Gericht 35 Jahre meines Lebens ausführlich schildern.“ Die Zuhörer vernahmen: „Innerhalb meiner Aussage zur Person eröffne ich jetzt ein Kirchengheimnis und erkläre hier vor 5 Richtern, 1 Rechtsanwalt, 1 Rechtsanwalt als Zeugen, sowie vor der anwesenden Presse und nicht zuletzt vor der Öffentlichkeit: Hier in

Stuttgart ist vor fast 25 Jahren im Februar 1947 Jesus Christus erschienen!“ Warum gerade in Stuttgart? „Das Rätsel hat sich für mich gelöst, daß Jesus Christus sicher wußte, daß es hier in Stuttgart einmal einen Staatsanwalt geben wird, der alles ganz genau wissen wollte, wodurch diese Ereignisse aus dem Dunkel der Verborgenheit ans Licht der Öffentlichkeit gezogen werden müssen.“

Noch von einer anderen Fügung wußte Naber zu berichten: 1941 zum Militär eingezogen, wurde er als Kompanieschreiber verwendet — „Ich war bekannt bis zur Division hinauf“ — und wurde Zeuge der Sektion einer Leiche, die keine sichtbare Verletzung aufwies und auch nicht blutete. Später sei dieses Erlebnis zu jähher Bedeutung gekommen — als er an das Turiner Linnen geriet.

Um seine Entdeckung zu verbreiten, daß Jesus nicht am Kreuz gestorben sei, gründete er 1956 den „*Deutschland-Konvent für das Linnen*“, schrieb Briefe an Bischöfe und den Papst, verfaßte Bücher, plante einen Film, gab 2 „Illustrierte Sonder-Ausgaben“ heraus, versorgte Redaktionen mit seinen Stoffen, brauchte viel Geld, bekam 1957 wegen der undurchsichtigen Verhältnisse im Deutschland-Konvent Schwierigkeiten mit der Stuttgarter Kriminalpolizei und rückte 1963 mit seinem Unternehmen nach Vaduz aus. Aber „der allerkatholischste Totalität, der Fürst von Liechtenstein, hat es nicht geduldet. Der stellvertretende Regierungschef hat mir dann selbst den Rat gegeben: Gehen Sie doch nach Zürich, dort war auch Lenin, dort können Sie alles machen.“

Er ging nach Zürich, warb, schrieb, plante weiter, weltweit. Freilich, vor Gericht wurde seine „Internationale Kulturelle Stiftung“ arg zerzaust. Mitglieder? Keine. Sie bestand nur aus dem „Präsidenten“. Und dieser war Kurt Berna und er hatte sich selbst dazu ernannt. Ein Einmann-Verein

also. Aber trotzdem, er brauchte Geld für Forschung und Propaganda. Obwohl mittellos, nahm er Kredite auf, versprach 18—25 Prozent Zinsen und beruhigte die Geldgeber, die Darlehen seien durch Edelsteine voll gedeckt. Diese Edelsteine spielten in dem Prozeß eine große Rolle. Ein edler Gönner soll sie ihm zur Verfügung gestellt haben. Dessen Namen nannte er dem Gericht nicht. Aber es wurde festgestellt, daß der Schätzwert kleiner war als die Darlehenssummen. Weitere Mittel wollte Naber an der „Zeitraffer-Börse“ d. h. an Spielbanken gewonnen haben. Sie reichten freilich nicht aus, um die Gläubiger zu befriedigen.

Das *Gerichtsurteil* stellte fest, daß er seine Stiftung durch Darlehensschwindeleien finanziert und 11 Geldgeber um rund 270 000 DM geschädigt habe. Es fand ihn des fortgesetzten Betrugs schuldig und verurteilte ihn zu einer Freiheitsstrafe von 2 Jahren, die auf die Dauer von 4 Jahren zur Bewährung ausgesetzt wurden. Die Urteilsbegründung bezeichnete ihn als einen „zwiespältigen Menschen, von seiner Idee geradezu besessen“, aber zugleich cleveren, gerissenen Geschäftsmann, den man jedoch nicht als einen ausgesprochen skrupellosen Betrüger abstempeln könne. Ein Teil des Schadens sei wieder gutgemacht und Naber habe versprochen, auch die andern Geldgeber zu entschädigen. Er wurde einem Bewährungshelfer unterstellt. „Ich gehe in die Revision“, kündigte Naber an und verteilte Flugblätter an die Zuhörer.

Am 5. August 1971 gab er in den beiden Stuttgarter Zeitungen durch *Anzeige* bekannt: „Meine Antwort an das Gericht zu dem gegen den ‚Jesus-Forscher‘ geführten Prozeß ist diese Woche in dem Nachrichten-Magazin ‚Der Spiegel‘ Nr. 32, S. 12 und 15, unter ‚Erlebnisse‘ zu lesen. Gez. Hans Naber alias Kurt Berna, Schriftsteller.“ Dort teilte er in einer Leserschrift mit, seine Hypothese, daß Jesus nicht

am Kreuz gestorben sei, erzwingt „sehr folgenschwere Korrekturen am Lehrgebäude der Kirche! Übrigens wurde ich genau deshalb in einem verkappeten ‚Religionsprozeß‘ in Stuttgart verheizt.“ Abschließend versicherte Naber: „Selbstverständlich habe ich niemals irgend jemand betrogen: mein Ehrenwort als Schriftsteller!“

Am 6. August warb er mit einem Inserat „Jesus hat seine Hinrichtung

überlebt!“ um *Unterstützung*, um „ideell oder finanziell diese Entdeckungen in der Welt energisch voranzutreiben“. Vorsorglich verband Naber mit der Werbung die Warnung: „Eine gewisse Gefahr ist damit verbunden, weil Ihnen Ihre Handlungen für diese Entdeckungen eventuell falsch ausgelegt werden. Ich habe bereits 2 Jahre dafür kassiert.“

BRANHAM-BEWEGUNG

Aufbruch zum „Menschensohn“ nach Indien

Die Wiederkehrbotschaft des 50jährigen indischen Evangelisten *Paulaseer Lawrie Muthukrishna* (MD 1971, Nr. 3—5) hat zu einem Exodus von Anhängern aus Mitteleuropa und Nordamerika nach Indien geführt. Ende Juni flogen nach Pressemitteilungen 35 Deutsche, 7 Österreicher und 7 Schweizer rund 10 000 km weit nach dem „Dorf der Auserwählten“ Gandhinagar. Aus Amerika kamen weitere 28, aus Kanada 5. Sie alle hatten den „Neuen-Bund-Vertrag“ unterzeichnet und hatten sich damit als Mitglieder der „Braut“ von allen Bindungen gelöst. In den Vernichtungstürmen der Endzeit würden sie, so wurde ihnen verheißen, unter dem Schutz Lawries stehen. Eine der abgereisten Frauen schrieb ihrem 28jährigen Sohn in Pforzheim: „Wir werden an einem sicheren Ort gesammelt. Warum der Herr sich Indien erkoren hat, müssen wir ihm überlassen. Es wird wohl nicht mehr bis 1977 dauern“ — dem Jahr, für das William Branham das Ende des laodizeischen Zeitalters, die Entrückung und den Anbruch des 1000jährigen Reichs angekündigt hatte. Art und Grund des Aufbruchs nach Indien wirkten in der Bundesrepublik als eine Sensation, die in der ereignisarmen Urlaubssaison als ein publizistischer Knüller willkommen geheißen wurde. Die Bildzeitung und die Illustrierte „Stern“ entsandten eigens

Reporter nach Gandhinagar und veröffentlichten ausführliche Berichte.

Instruktiver als die Pressemeldungen ist, was der deutsche Branham-Verehrer *Ewald Frank* in einem „Offenen Brief an die Brüder in Indien und an alle Betroffenen in Europa, Kanada und den USA“ mitteilte. Danach sind nach Branhams Tod 1965 „verschiedene Brüder“ mit dem Anspruch aufgetreten, seine Sendung fortzuführen. Die einen bezeichneten sich als Elisa, andere als Josua. Am höchsten griff Lawrie, „der von sich behauptete, der Menschensohn zu sein“. In den Tagen der ersten Mondlandung am 21. Juli 1969 inkarnierte sich Christus in ihm, und er sah sich fortan beauftragt, die Endzeitgemeinde d. h. die „Braut“ zu sammeln. Bis zu diesem Zeitpunkt häufig von Frank zu Evangelisationen eingeladen, trennte sich dieser nun von ihm. Aber Lawrie hatte bereits einen Anhang gesammelt, der von dem Marburger Sparkassenangestellten *Manfred Mengel* (34) betreut wurde. Ihm und einigen Glaubensgenossen — es werden *Herbert Tadday* (52) in Lüdenscheid und *Gustav Scheming* (56) in Pforzheim genannt — gelang es, „Bräute“ zum Flug nach Indien zu überreden, da das Ende dicht bevorstehe.

Offenbar waren zuvor schon andere Gläubige aus den USA und Kanada nach Gandhinagar gereist. Frank er-

zählt, daß er im März 1971 dort gewesen sei und selbst gesehen habe, „in welcher eine Verzweiflung und Not teure Gotteskinder gekommen sind. Sie glaubten zunächst, was Lawrie sagte, gaben ihre Arbeit auf und verkauften, was sie besaßen, und meinten so für die Entrückung zubereitet zu werden. Andere erkannten, daß etwas verkehrt läuft, wagten aber nicht zu widersprechen.“ Zweck seiner Reise war gewesen, *sich mit Lawrie Auge in Auge auseinanderzusetzen*, nachdem er ihn zuvor schon brieflich zur Rede gestellt hatte, aber ohne Antwort geblieben war.

Am 18. März machte er zusammen mit 4 Brüdern einen „Überraschungsbesuch“ bei ihm. Er fragte ihn unverblümt: „Behauptest du von dir selber, der Menschensohn zu sein?“ Lawrie antwortete ebenso unverblümt: „Da Christus nicht den Anspruch stellte, der Menschensohn zu sein, deshalb kann ich diesen Anspruch stellen.“ Frank warf ein, daß Christus von sich fast nur die Bezeichnung „Menschensohn“ gebrauchte und empfand Lawries Anspruch als Gotteslästerung. Ebenso seine Behauptung, daß der Name „Lawrie“ jetzt der neue Name Gottes sei. Außerdem hatte er sich den Namen „Muthukrishna“ beigelegt — d. h. „Perlengott“, nach der Hindu-Überlieferung ein Gott, der sich zuletzt offenbart.

„Alle, die an ihn glauben“, berichtet Frank weiter, „müssen ihre Arbeit aufgeben, ihr Besitztum verkaufen und ergeben in seine Nähe ziehen. Ganz feierlich nimmt er den Erlös entgegen, gibt ihnen den Eindruck, die Schätze für den Himmel angelegt zu haben, und behauptet, er werde auf die ‚Bank des Neuen Jerusalems‘ gelegt. Dann nimmt er die armen Menschen in seinen neuen Bund auf, indem er Männern und Frauen, Jungen und Mädchen die Füße wäscht.“

Das Streitgespräch, das Frank mit Lawrie führte, blieb ergebnislos. Frank

operierte gegen Lawrie mit Bibelworten und Lawrie operierte gegen Frank mit seinen neuen Offenbarungen. Frank zitierte aus einem Brief, den Lawrie am 22. Juni 1970 an den Amerikaner Lloyd Williams (MD 1971, S. 60) geschrieben hatte und aus dem sich ergab, wie viel *Haß gegen Branham's Anhänger* sich im Herzen des Schreibers angesammelt hat. Da spricht er von den „Menschen, die in dem Netz Br. Branham's gefangen wurden“ und von Branham's Sohn Billy Paul, „der als Sohn seinen Vater zu unterstützen versucht, er selbst aber kennt Gott nicht. Alles, was er sagt, ist Unsinn.“ Lawrie warnt: „Nimm dich in acht vor den Branham-Leuten.“ Noch übler: „Gib immer acht auf die Branham-Leute. Sie werden zusehen, daß du zerstört wirst. Sie haben den Heiligen Geist nicht. Ein Trinkgelage und eine weltliche Bar und sündige Orte sind sicherer als diese ungöttlichen Schufte.“ Frank entrüstet sich: „Ist das überhaupt die Sprache eines Gottesmannes? Hier müssen wir sagen, daß Neid, Haß und Eifersucht die Mächte sind, von denen ein solcher Mensch beherrscht wird, wenn er so etwas zu Papier bringt. Man muß sich nachträglich schämen, für einen solchen Menschen eingetreten zu sein.“

Des weiteren erzählt Ewald Frank: Da Lawrie sich immer auf *auffallende himmlische Erscheinungen* — Blitze ohne Donner, Donner ohne Regenwolken, Regenbogen an Sonne und Mond, Wolken als seine ständigen Begleiter in Versammlungen und in seiner Wohnung — als Zeichen seiner göttlichen Beglaubigung berufe, habe er bei seinem Besuch genau den Himmel beobachtet; „doch da war keine Spur von übernatürlichen Bestätigungen“.

In seiner Broschüre „Der Menschensohn“ (S. 6) verheißt Lawrie seinen Anhängern: „Diejenigen, die leben und an den Menschensohn glauben, in den Jesus Christus hineinkommt, werden *unsterblich*.“ Und noch ein-

mal: „Weil Gott dem Menschensohn einen verherrlichten Leib gibt und allen denen, die sich mit ihm identifizieren, werden auch sie nicht sterben.“ Frank: „Hier wird die Unsterblichkeit von dem Glauben an einen Mann abhängig gemacht auf einer Grundlage, die überhaupt nicht existiert. O Gott, erbarme Dich!“

Lawrie behauptet, in ihm sei der Menschensohn erschienen und *dreieinhalb Jahre später werde die Entrückung erfolgen*. Frank feierlich: „Mr. Lawrie! Vor dem allmächtigen Gott fordere ich Dich heraus, mir zum Beispiel die Stelle in der Heiligen Schrift zu zeigen, in welcher geschrieben steht, daß Christus dreieinhalb Jahre vor der Entrückung zur Erde kommt! Gemäß Deinem Glauben, daß Jesus Christus im Juli 1969 in Chikago/USA auf diese Erde gekommen ist, wären bis Ende 1972 dreieinhalb Jahre voll. Wage es nicht, im Januar 1973 noch hier zu sein, denn Du würdest von Deinen Angehörigen und Nachfolgern — falls noch welche übrig bleiben — gesteinigt werden, die Dir jetzt noch treu ergeben und in absoluter Blindheit folgen, oder Du mußt eine neue Lüge erfinden.“ Aber noch vor der Entrückung werde sein Betrug offenbar werden. „Die Braut des Lammes wird niemals auf das hereinfallen, was Du lehrst“, und die auf ihn hereinfallen, kennen Gottes Wort nicht und haben den Heiligen Geist nicht und „damit haben sie auch schon bewiesen, daß sie nicht zur Braut gehören“.

Ewald Frank versuchte denn auch, *reisewillige Lawrie-Anhänger* zurückzuhalten. Ohne Erfolg. Sie beriefen sich auf übernatürliche Zeichen — Himmelsphänomene nach Lawries Art, innere Stimmen, Visionen — waren entschlossen und hatten Eile. Manfred Mengel hatte schon im März 1971 Gandhinagar erkundet und schrieb einladende Briefe an die Bundesrepublik. „Alle, die wollen, können kommen. Wir sind bereit!“ Beraten von

Thadday und Scheming machten sie ihre Grundstücke zu Geld, lösten ihre Bankkonten auf und bestellten Flugscheine. Es wird berichtet, daß sie verschwanden, *ohne Abschied von den Angehörigen* zu nehmen. Bestürzte Hinterbliebene wandten sich an die Polizei. Aber sie konnte nicht eingreifen. Als sie 3 Frauen aus dem startbereiten Flugzeug in Frankfurt herausholen wollte, widersetzten sie sich und erklärten: „Wir werden nicht gezwungen, nach Indien zu fliegen. Wir folgen nur der Stimme des Herrn.“

Unter den Reisenden waren: aus Pforzheim ein 48jähriger Mann und 3 Frauen (54, 73 und 80), aus Wilferdingen 2 Schwestern (56 und 62), von denen eine noch schnell ihre Felder für 30 000 DM verkaufte; aus Porz bei Köln eine Hausfrau (54) mit Sohn (7), aus Schmie eine Frau (66), aus Salzburg ein junges Ehepaar, aus Oberthal eine vierköpfige Familie (Vater 79), aus Münsingen bei Bern ein Mechaniker (36) mit Frau und 5 Kindern (2—12 Jahre). Getreu dem Wort Lawries: „In Indien wird der Bräutigam die Braut nicht abholen, wenn sie das falsche Kleid angelegt hat; vor der Hochzeit gibt die Braut Christi ihre Maße dem Bräutigam“, brachten sie teilweise *erhebliche Summen* mit und händigten sie Lawrie aus. Eine 79jährige Heilbronnerin hatte 90 000 DM im BH verwahrt; eine 82jährige Heidelbergerin, die ihren ganzen Besitz verkauft hatte, trug 80 000 DM bei sich. Der Bild-Reporter fragte Lawrie (159, 13. 7. 1971). „Was machen Sie mit dem fremden Geld?“ Lawrie: „Ich zahle Miete und Essen.“ Die Ankömmlinge sind in 4 Häusern untergebracht — „einfach, aber für indische Verhältnisse tadellos“, berichtet ein Besucher. Sie werden einfach ernährt, halten Andachten, Bibelstunden und Lesungen aus Lawries Schriften, leiden unter der Hitze und warten. Ein Mann aus Altdingen Kreis Tuttlingen, Inhaber einer Automatenreherei, dessen Frau (46)

mit einem der beiden Söhne und 4000 DM abschiedslos abgereist war, flog ihr nach, konnte aber nur den Sohn wieder heimbringen; die Frau blieb zurück.

Die Glieder der „Braut“ hoffen auf das große Ereignis. Aber dieses Ereignis muß bald eintreten. Andernfalls wird ihrem Warten in Indien ein sehr prosaisches Ende bereitet. Wenn die für wenige Monate befristete *Aufenthaltsgenehmigung* abgelaufen ist, müssen sie das Land verlassen. Der Bild-Reporter zu Lawrie: „Was geschieht mit ihren Anhängern, wenn ihre Aufenthaltsgenehmigung abläuft?“ Lawrie: „Wenn der Herr bis dahin nicht gekommen ist, müssen sie eben zurück.“ Bild: „Werden Sie dann das restliche Geld zurückgeben?“ Lawrie: „Wenn dann noch was übrig ist, ja...“

Das ist eine reichlich kaltschnäuzige Antwort. Der Reporter wußte denn auch über ihn zu sagen: „Das Muster-

beispiel eines erfolgreichen, cleveren Geschäftsmannes. Nichts an ihm wirkt außerirdisch.“ Der „Stern“-Reporter behauptet (32, 1. 8. 1971), daß der Streit zwischen Frank und Lawrie sich nicht so sehr an Lehrdifferenzen als an *finanziellen Rivalitäten* entzündet habe — Lawrie habe die deutschen Jagdgründe für sich ausbeuten wollen. Er zitiert Frank: „Ich habe auf Anhieb gesehen, daß Lawrie unlauter ist.“ Aber auch Frank lockt wie Lawrie mit apokalyptischen Ausblicken das Geld aus den Taschen seiner Gläubigen. In seinem Rundbrief vom Juni 1971 bat er um Geld zwecks Beschaffung eines Jeeps für die „Brüder in Indien“: „Niemand von uns wird nach der Ent-rückung zur Bank gehen können, um Geld zu überweisen oder gar die Zinsen abzuholen. Alles, was wir zu tun haben, müssen wir tun, solange wir hier sind.“

ZEUGEN JEHOVAS

Von Staats wegen „unehelich“

Wenn Zeugen Jehovas in *Griechenland* heiraten wollen, geraten sie in eine Sackgasse. Eine standesamtliche Trauung gibt es in diesem Lande nicht. Eheschließungen können nur durch Geistliche staatlich anerkannter Religionsgemeinschaften vorgenommen werden, vor allem eben durch orthodoxe Priester. Sich von solchen trauen zu lassen, widerspräche der Glaubensüberzeugung der Zeugen Jehovas, zumal die orthodoxe Kirche dem Staat bei der Bekämpfung der Zeugen Jehovas nach Kräften Schützenhilfe leistet. So bleibt ihnen nur

noch die Möglichkeit einer Trauung im Königreichsaal (vgl. MD 1969, 167). Aber diese Eheschließungen sind vor dem Gesetz ungültig. Die Eheleute werden also vom Staat nur als ein in freier Liebe zusammenlebendes Paar betrachtet. Folgerichtig verfügte jetzt der *Innenminister Pattakos*, daß Kinder von Zeugen Jehovas, die sich im Königreichsaal hatten trauen lassen, als „unehelich“ in die Standesamtsregister einzutragen sind. Daß sich daraus schwerwiegende Rechtsfolgen für Eltern und Kinder ergeben, liegt auf der Hand.

Verhaftet, interniert, verboten

In *Spanien* sitzen gegenwärtig über 100 Zeugen Jehovas wegen Wehrdienstverweigerung im Gefängnis. Nicht wenige unter ihnen blicken schon auf mehr als fünf Jahre Haft zurück.

In der portugiesischen Kolonie *Mozambique* wurde die Tätigkeit der Zeugen Jehovas verboten. Wegen Zuwiderhandlung wurden zahlreiche Zeugen zu unterschiedlich langen Freiheitsstrafen verurteilt. Allein im „Um-

erziehungslager“ Machava sitzen 15 Zeugen. Die Insassen des Lagers müssen durchschnittlich mit einer Inhaftierung von sieben Jahren rechnen. Versuche der Organisation Amnesty International, etwas über das Schicksal der Zeugen zu erfahren, blieben erfolglos.

Die Regierung von *Madagaskar* hat im August 1970 die Organisation der Zeugen Jehovas aufgelöst und verboten, nachdem schon im Juni sämtliche ausländischen Missionare ausgewiesen worden waren, da ihre Anwesenheit „eine Bedrohung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit“ darstelle. Als Grund des Verbots wurde „staats-

feindliche Tätigkeit“ genannt. Seitens der Wachturm-Gesellschaft wurde dazu erklärt, daß dieser Vorwurf durch keinerlei Tatbestände begründet und daß auch kein Zeuge wegen staatsfeindlicher Tätigkeit angeklagt und vor Gericht gestellt worden sei.

In *Kamerun* wurden das Zweigbüro der Wachturm-Gesellschaft beschlagnahmt, einige ihrer Königreichssäle geschlossen und ihr Werk verboten. Die 14 000 Zeugen wurden unter schweren Druck gesetzt. Aber „sie sind standhaft geblieben für die Wahrheit“, und aus aller Welt gingen tausend Protestbriefe bei der Regierung ein.

Operation ohne Bluttransfusion

Die Zeugen Jehovas lehnen die Bluttransfusion bei Operationen ab und darum kommt es nicht selten zu Konflikten mit Ärzten und Behörden. In den USA wurde nun ein rettender Ausweg gefunden. Der fünfjährige Negerjunge Terry, Sohn von Zeugen Jehovas, litt von Geburt an unter einem schweren Herzfehler. Nur durch einen operativen Eingriff konnte er behoben werden. Da eine Bluttransfusion nicht vorgenommen werden durfte, verbanden die Ärzte vor der Operation eine Ader an Terrys linkem Arm mit einem Plastikbeutel, in den sie knapp 1½ Liter seines Blutes fließen ließen. Um den nun eingetretenen Blutmangel in seinem Körper während des Eingriffs auszugleichen, pumpten sie in den rechten Arm 3 Liter physiolo-

gische Kochsalzlösung, sogenannte Ringer-Lösung. Gleichzeitig ließen sie die Herz-Lungen-Maschine auf doppelten Touren laufen, damit die wenigen verbliebenen roten Blutkörperchen die zweifache Arbeit hinsichtlich des Sauerstofftransports leisten konnten.

Alles ging glatt. Hinterher brauchten die Ärzte nur noch das Blut in dem Plastikbeutel in Terrys Körper zurückzupressen. Die ganze Methode hat inzwischen Eingang in die ärztliche Praxis auch bei Patienten gefunden, die nicht Zeugen Jehovas sind. Denn einerseits vermeidet sie die mit Bluttransfusionen oft verbundene Gefahr einer infektiösen Gelbsucht, und andererseits ermöglicht sie lebensnotwendige Operationen selbst bei einem Mangel an Blutkonserven.